

Die Entstehung des Begriffs und der Beginn der »Völkerwanderung«

Von Herwig Wolfram

Daß Völker wanderten und neue Völker durch Wanderungen und folglich durch Vermischungen entstanden sind, zählte zur allgemeinen Überzeugung der antiken Autoren. Seneca schrieb in der Trostsschrift an seine Mutter: »Du wirst sehen, daß alle Völker, gentes populique, ihre Sitze verändert haben«, und es daher in der Vergangenheit zahlreiche Völkerwanderungen gab und auch in Zukunft geben werde.¹ In seiner Aeneis verherrlichte Vergil die mit großen Mühen und Leiden verbundenen Wanderungen des Trojaners Aeneas, auf den und seinen Sohn Ascanius/I(u)lius die Römer ihre Ursprünge zurückführten. Dagegen bescheinigte Tacitus den Germanen eine nur ihnen eigentümliche Autochthonie und Unvermischtheit, weil kein zivilisierter, das heißt kein vernünftiger Mensch Asien, Afrika oder Italien verlassen und sich in deren schreckliches Land begeben würde, um sich mit ihnen zu vermischen. Außerdem seien einst die Ozeane, die Germania im Norden begrenzten, unschiffbar gewesen, und zu Schiff seien eben die Wanderungen innerhalb der bekannten Welt erfolgt.² So mußte sich der Gott Tiber mächtig anstrengen und seine Wasser anschwellen lassen, um dem Schiff des Helden Aeneas die »klassische« Einwanderung zu ermöglichen.³ Auswanderungen aus einem Ursprungsland und Einwanderungen in ein Gelobtes Land sind Teil der Herkunftsmymen vieler Völker und entziehen sich der historischen Nachprüfung. Die Mythen enthalten jedoch Motive und Geschichten, die sehr wohl auch historisch relevant sein können. Wie der mythische Aeneas nicht das ganze trojanische Volk nach Italien führte, waren es auch in historischer Zeit niemals ganze Völker, die ihre Sitze verließen und auf Wanderschaft gingen. Daß aber die Völkerwanderung als Wanderung vornehmlich germanischer Völker zum europäischen Epochenbegriff zwischen Antike und Mittelalter werden konnte, hatte besondere geistesgeschichtliche Gründe.

Zum einen hatten vornehmlich die deutschen Humanisten aus der wieder entdeckten Germania des Tacitus gelernt, daß die Germanen um 100 nach Christus aus einer großen Zahl, nämlich aus weit über vierzig verschiedenen Völkern bestanden.⁴ Bereits die Spätantike hatte aber die taciteische Germania fast – vielleicht mit Ausnahme Cassiodors – völlig vergessen. Eine Folge davon war, daß die Skandinavier sowie die gotischen und vandalischen Völker nicht als Germanen galten, sondern nur mehr die Alemannen, Burgunder, Sachsen und vor allem die Franken. Zum andern wurden seit dem 12. Jahrhundert Germanen und Deutsche einander gleichgesetzt, wie es heute etwa noch in der Karikatur, aber auch in der englischen, russischen und griechischen Sprache geschieht. Diese Gleichsetzung wurde zum dritten mit dem wieder entdeckten erweiterten Germanenbegriff verbunden, so daß der sonst so besonnene Beatus Rhenanus (1485–1547) jubeln konnte, »Unser (uns Deutschen) sind der Goten, Vandalen und Franken Triumphe«, wenn er über die Anfänge der deutschen Geschichte nachdachte.⁵ Damit vermochte der deutsche Humanist aber auch die Epoche zu beschreiben, die sein jüngerer Zeitgenosse, der Wiener Wolfgang Lazius (1514–1565), erstmals und für die Zukunft bestimmend mit dem Wort *Völkerwanderungen* verband. Der Professor an der Universität seiner Heimatstadt und Hofhistoriograph (1548–1564) König und seit 1556 Kaiser Ferdinands I. (1503–1564) gab seinem Werk den Titel *De gentium aliquot migrationibus*.⁶ Damit sollte die Entstehung der Länder und Herrschaften des Hauses Österreich aus Einwanderungen auch nichtgermanischer Völker begründet werden. Vor allem aber suchte Lazius in der Schrift »Einige Wanderungen von Völkern« zu beweisen, daß die vom Schwarzen Meer aufbrechenden und bis zum spanischen Cádiz wandern den Goten alle durchzogenen Gebiete zu einer Art Einheitsstaat gemacht hätten, sodaß

»diese Lande mit Recht unter der Herrschaft der Habsburger aufs neue vereinigt sind.«⁷ Die Vorstellung einer Völkerwanderung und der damit verbundenen Übertragung geschichtlicher Herrschaftsansprüche und Rechte, *translatio imperii*, stammte ebenfalls aus der Antike. Bereits Sallust war davon überzeugt, daß die Weltherrschaft, das Imperium, von (moralisch) schwach gewordenen jeweils auf neue starke Völker, die sich durch ihre Leistungen darum verdient gemacht hätten, übertragen werde.⁸ So waren sich noch die französische Romantik und der deutsche Historismus im 19. Jahrhundert darüber einig, daß die einbrechenden Germanen eine Blutauffrischung für das Abendland bedeuteten, ja seine Entstehung erst ermöglichten. Die Ideologie von jungen Völkern, die die dekadente römische Welt neu belebten, leitete sich von der antik-christlichen Erneuerungslehre als säkularisiertes Nebenprodukt ab. Die positive Rolle der Germanen sollte die Katastrophentheorie vor allem der italienischen Humanisten bekämpfen, die den Untergang der Antike den »Invasionen der Barbaren« zuschrieben, eine Betrachtungsweise, die auch heute noch ihre Anhänger findet. Demnach hätten die Germanen das Römerreich erobert, zerstört, ja ermordet.⁹ Wie hätten aber 20 000 westgotische Krieger ein römisches Territorium von etwa 800 000 Quadratkilometern und zehn Millionen Einwohnern unterwerfen können? Das ungefähr gleiche zahlenmäßige Verhältnis bestand zwischen den Römern der italischen Präfektur und dem Ostgotenheer Theoderichs des Großen, der über ein Menschenalter lang Italien beherrschte. Etwa drei Millionen Römer standen in Afrika rund 15 000 Vandalen gegenüber.¹⁰ Selbst wenn sie gewollt hätten, hätten die Germanen das Römerreich nicht zerstören können. Tatsächlich wollten sie sich in der römischen Welt auf römische Weise und mit lebensnotwendiger römischer Unterstützung einrichten, wie dies vor ihnen die Kaiser und ihre Eliten aus Spanien, Afrika,



Gallien, Britannien und dem Balkan getan hatten. Im Unterschied zu ihren Vorgängern haben die Germanen allerdings das Imperium und die Universalität seiner Lebensordnungen und Lebensformen nicht erneuert, sondern in der westlichen Reichshälfte aufgegeben und damit in diesem Bereich ihre Umgestaltung der Römischen Welt bewirkt. Ihnen »genügte« der eine Imperator in Konstantinopel, und diesen Kaiser der Römer verehrten die königlichen Erben des Westreiches ebenso als ihren Herrn und Vater, wie sie den Vorrang und das Vorbild von Byzanz viele Jahrhunderte hindurch fraglos anerkannten.¹¹ Am Beginn dieser Umwandlung des Römerreichs stand die Völkerwanderung, die im *Deutschen Wörterbuch* des Jahres 1778 erstmals als Fachausdruck für die »große Bewegung der germanischen Völker am Ausgang des Altertums« nachzuweisen ist. Als Beleg wird Michael Schmidts (1736–1794) *Geschichte der Deutschen* zitiert, wo noch von der »sogenannten Völkerwanderung« die Rede ist. Bereits Friedrich Schiller hat den Begriff 1790 und 1792 wie selbstverständlich verwendet.¹² Allerdings wurde das Wort noch im 18. Jahrhundert aus sprachlichen Gründen abgelehnt, weil *gens* dem modernen Volksbegriff nicht entspreche. Das ist zwar richtig. Aber gibt es Alternativen?¹³

Wie das Seneca-Zitat zeigt, kannten die Römer vornehmlich die Volksbegriffe *gentes*

populique und unterschieden damit zwei Typen von Völkern nach verfassungsgeschichtlichen Kriterien.¹⁴ Ein *populus* bildete ein konstitutionell verfaßtes, »auf Gesetz und öffentlichem Wohl beruhendes Gemeinwesen«.¹⁵ In den lateinischen Quellen war damit in erster Linie der *populus Romanus* gemeint. Diesem konnte der Jude Saulus ebenso als Bürger angehören wie sein älterer Zeitgenosse, der Cherusker C. Iulius Arminius, der es sogar zum römischen Ritter brachte.¹⁶ Anders die *gentes*; sie wurden durch den Glauben an die gemeinsame mythisch-genetische Herkunft konstituiert. Gentile Völker begriffen sich selbst als Welt der Menschen, was neben dem germanischen Schöpfungsmythos auch viele Ethnonyme bezeugen, darunter bis heute die nichtgermanische Eigenbezeichnung Suomi für Finnland.¹⁷ Gentile Völker waren Barbaren oder *populi* in ihren Ursprüngen. So dichtete Vergil über die römischen Anfänge: *Tantae molis erat Romanam condere gentem*. »So viele Mühen bereitete es, das römische Volk zu begründen.«¹⁸ Dagegen blieben die Völker der Wanderungszeit auch nach ihrer Niederlassung auf römischen Boden *gentes*. Die Westgoten bezeichneten ihr spanisches Königreich als *gens vel patria Gotthorum*.¹⁹ Athalarich, Gotenkönig (526–534) und Enkel Theoderichs des Großen, ließ die mythische Herkunft seines Volkes oder, genauer, die der amalischen Königsfamilie verkün-

Schlacht zwischen Römern und Germanen. Portonaccio-Sarkophag, Marmor, Römisch, 180–190 n. Chr. Museo Nazionale Romano (Palazzo Massimo). Bild: Jastrow, HISTORICUM

den, der er in 17. Generation angehörte, um seine Herrschaft über Goten und Römer zu legitimieren. Als der Langobardenkönig Rothari im Jahre 643 sein Edikt erließ, nannte er sich – wohl nach dem Vorbild des Gotenkönigs – den 17. König des Volkes der Langobarden und zählte auch seine eigenen Vorfahren auf. Beides diente der Beglaubigung des ersten langobardischen Gesetzeswerkes.²⁰

So überzeugend die quellengerechte Unterscheidung in konstitutionelle und ethnische Völker, in römische Heere und barbarische Heerhaufen auch klingt, dieselben Quellen, denen wir sie verdanken, halten sich nicht oder nur selten daran. Es heißt zwar einmal, *natio* sei eine Abstammungsgemeinschaft und nur eine Unterabteilung der *gens*, wozu ebenso die Fremden zählten.²¹ Aber auch diese Definition ist keineswegs allgemeinverbindlich. Die Autoren mischen die Heeresbezeichnungen, vor allem aber *gens* und *populus* durcheinander, verwenden dafür zusätzlich etwa *natio*, *genus* und *genealogia*, Begriffe, die sich wie *gens* von Zeugung und Geburt herleiten. So spricht ein Lobred-



Links: Alboins Einzug in Pavia. Bild: Charles F. Horne, *The story of the greatest nations, from the dawn of history to the twentieth century*, 1900, Bd. 3, 450. – Rechts: Markomannenkriege. Mark-Aurel-Säule, Piazza Colonna, Rom, Detail. Bild: Barosaurus Lentus.

ner auf Konstantin den Großen bedeutungsgleich von *gentes Francorum* und *nationes Franciae*. Der lateinischen *gens* entsprechen τὸ ἔθνος, das die aneinander gewöhnte, zusammenwohnende Menge meint, und ebenso die gotische *thinda*, die etymologisch mit lat. *totus* verwandt ist und so viel wie »Gesamtheit« bedeutet.²² Für alle diese Begriffe gilt in welcher Sprache auch immer, daß sie historisch keine Abstammungsgemeinschaften, sondern multigentile Verbände bezeichnen. Und diese sind bestens belegt in der vielfach überlieferten Gleichung *gens id est exercitus*. Heere bestanden und bestehen seit jeher aus vielen Völkern.²³ »Mit seinem ganzen Heer

und einer Menge vermischten Volkes« habe König Alboin die *gens Langobardorum* von Pannonien nach Italien geführt, heißt es bei Paulus Diaconus.²⁴ Noch Schiller spricht in seinem *Wallensteins Lager* vom Heer des Feldherrn als dessen »Völker«. Berechtigt ist daher die Frage »Wie viele Völker, *gentes*, sind in einem Volk, in einer *gens*?«²⁵ und ebenso gültig folgt daraus die Bestätigung der Beobachtung, wonach der moderne Begriff *Volk* das Wort *gens* nur höchst unvollkommen wiedergibt.

Wäre es daher nicht besser, von Stämmen als von Völkern zu reden? Man könne, meinte Reinhard Wenskus, mit dem Stam-

mesbegriff »einen guten Teil der Geschichte der politischen Ideen des 19. Jahrhunderts« schreiben. Nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon suchten die deutschen Historiker an die Zwölf Stämme des Auserwählten Volkes anzuknüpfen und so den deutschen Stämmen und dem angenommenen deutschen Gesamtvolk eine vergleichbare Rolle zuzuschreiben. Ebenso wurde der Stamm als gewachsene, naturhafte Wesenheit dem modernen bürokratischen Nationalstaat entgegengesetzt. Ganz anders nach der Reichsgründung von 1871: Nun sollten die deutschen Stämme seit jeher bloße Unterabteilungen eines einzigen geeinten deutschen Volkes, das es selbstverständlich nie gegeben hat, gewesen sein. Reinhard Wenskus war sich der Problematik des Stammesbegriffes sehr wohl bewußt, gab ihn aber in seinem grundlegenden Buch *Stammesbildung und Verfassung* nicht auf. Carl-Richard Brühl versuchte dagegen den Ausdruck völlig zu verbannen, weil er zu Recht erkannte, daß der Stammesbegriff für eine vergleichende Darstellung der Ursprünge Deutschlands und Frankreichs unbrauchbar ist.²⁶ Nicht zuletzt aber gilt der Begriff *Stamm* heute deswegen als bedenklich, weil er Vorstellungen von der naturwüchsigen genetischen Herkunft einer damit bezeichneten Gruppe transportiert. Diese Assoziation wäre ohne Zweifel unerwünscht, doch lassen eine biologistische Interpretation die quellengerechten Ausdrücke *gens*, *genus*, *genealogia* leider ebenfalls zu.²⁷ Auch hilft es nicht weiter, wenn man die alte *natio* 1:1 mit Nation übersetzt, weil dieser Begriff einerseits etymologisch ebenfalls mit Abstammung zu tun hat und andererseits durch die Revolutionen des späten 18. Jahrhunderts geprägt wurde. Aus allen diesen Überlegungen und Beobachtungen folgt als Ausweg, man verwende im Deutschen weiterhin den Volksbegriff auch für Antike und Frühmittelalter, ist sich aber dessen Problematik bewußt. Das gleiche gilt für den Stammesbegriff, der nicht immer zu vermeiden ist.²⁸

Ebenso problematisch, aber ebenso wenig aufzugeben ist die alte Schulweisheit, die Zeit der Völkerwanderung in die Jahre 375



bis 568 zu datieren. Als die Hunnen den Don überschritten, betraten sie gemäß der antiken Geographie europäischen Boden, griffen die Ostgoten an und lösten damit *die* Völkerwanderung aus. Dies soll 375 geschehen sein, und die wandernden Völker seien hauptsächlich Germanen gewesen sein, die nach ein, zwei Generationen auf weströmischem Boden ihre mehr oder weniger dauerhaften Reiche errichteten. Die letzten von ihnen waren die Langobarden, und folgerichtig beendete ihre Einwanderung in Italien die Völkerwanderung. Im Jahr 568 verließen die Alboin-Langobarden ihre pannonische Heimat und drangen in Oberitalien ein. Sie vereinigten die Erfahrungen fast aller an der Völkerwanderung beteiligten Gentes germanischer wie nichtgermanischer Herkunft. Als sie Tacitus zum ersten Mal erwähnte, waren sie ein kleines Volk, das aber besondere Eigenschaften besaß und sie auch für »außenpolitische« Ziele einsetzte.²⁹ Als Elbgermanen werden sie von den Linguisten den Westgermanen zugeordnet. Ihre Herkunftsgeschichte beginnt mit einer skandinavisch-nordgermanischen Ursprungssage. In den Ebenen Pannoniens vollzogen sie eine derart starke Akkulturation an die gotisch-reiternomadischen Lebensweisen, daß Ludwig Schmidt ihre Geschichte mit gutem Grund

in seine »Ostgermanen« aufnahm. Schließlich besteht kein Zweifel, daß für die kontinentalen Germanen nach 568 die Zeit großangelegter, spektakulärer Wanderungen ein für allemal zu Ende war.³⁰ Man sieht, Schulweisheiten sind nicht ohne Grund zu solchen geworden, was nicht heißt, daß man sie nicht hinterfragen dürfte.

Die Vorbedingungen

Als das Imperium Romanum in die »Weltkrise des 3. Jahrhunderts« stürzte, begann mit dem Zeitalter der Soldatenkaiser die tiefgreifende Umgestaltung der Römischen Welt unter Einschluß der mehr oder weniger abhängigen Außengebiete.³¹ Jenseits der nassen Grenzen, die das Imperium an Rhein und Donau vom Barbaricum trennten, hatte sich nämlich ein gentiler Konzentrationsprozeß vollzogen, der zwar von den Römern stark beeinflusst, aber von ihnen in seiner Gefährlichkeit nicht erkannt wurde. Seit der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts bis zur Zerschlagung des ersten donaugotischen Großkönigtums im Jahre 271 hatten germanische Heerkönige zwar immer wieder versucht, größere Völkerkonföderationen zu bilden, und dafür sogar zeitweise die römische Unterstützung erhalten. Als Rom ihnen aber die Anerkennung entzog und sie be-

kämpfte, scheiterten sie alle, ob sie nun Ariovist, Arminius, Marbod, Vannius oder Cannabas/Cannabaudes hießen.³² Trotzdem waren aus den vielen, eher kleinen Völkern der frühen Kaiserzeit, deren Heere oft nicht mehr als 3000 Kriegern zählten,³³ große multigentile Verbände mit 100 000 und mehr Menschen, davon wenigstens 15 000 bis 20 000 Kriegern geworden. An der Spitze dieser Konföderationen, von denen eine die für Römer und Barbaren gleich verlustreichen Markomannenkriege der Jahre 164 bis 180 auslöste, stand eine Vielzahl von Kleinkönigen und königgleichen Fürsten.³⁴ Nur außerhalb des Einflusses der Römer, ja von ihnen so gut wie vergessen, konnte im 4. Jahrhundert auf heute russisch-ukrainischem Boden nach persisch-sassanidischem Vorbild das greutungische, wir sagen ostgotische, Großkönigtum der amalischen Königssippe entstehen.³⁵

Seit jeher hatte die Reichsregierung mit barbarischen und daher auch germanischen Fürsten und deren Gefolgschaften, ja selbst mit größeren Völkerschaften zu tun.³⁶ Manche von ihnen wurden von den römischen Behörden zwangsweise in Grenznähe, aber auch innerhalb des Reiches angesiedelt. Die meisten aber kamen, um Aufnahme und Ansiedlung auf römischem Boden zu erbitten

ԴՇԴԱ ՍՈՏԱՐ ԴԵՍ յՈՒ ԴՈՄՈՅՈՒՄ,
 ՎԵՅԴՈՒՅՈՒ ՈՒՄՈ ԴԵՅՈՒ. ՕՄՈՅ ԴԵՅՈՒՄ-
 ՈՒՍՏՍՍ ԴԵՅՈՒՍ. ՎԱՅՐԴԵՅՈՒ ՎՅԼՅԱ
 ԴԵՅՈՒՍ, ՏՎԵ յՈՒ ԴՈՄՈՅՈՒ ՅԱՒ ԱՌԱ
 ՅՐԴԵՅՈՒ. ԴԼԱՅՐ ՍՈՏԱՐԱՌԱ ԴԵՅՈՒ ՏՈՒ-
 ԴԵՅՈՒՈՒ ԵՅՐ ՍՈՒ ԴՈՄՈՒ ՄԱԵԱ. ՅԱՒ
 ԱՐԼԵԴ ՍՈՒ ԴԵՅՈՒՅ ՏԿՍԼԱՍ ՏՅՅԱՅ-
 ՈՒ, ՏՎԱՏՎԵ ՅԱՒ ՎԵՅՍ ԱՐԼԵԴԱՄ ԴԵՅՈՒ
 ՏԿՍԼԱՄ ՍՈՏԱՐԱՅՈՒ. ՅԱՒ ՈՅ ԵՅՅԵ-
 ԵՅՅՍ ՍՈՒ ՅՐԱՅՏԵՍԵՅՈՅՅԱՅ, ԱԿ ԼԱՍ-
 ՏԵՅ ՍՈՒ ԱՐ ԴԵՅՈՒՄՈՒ ՍԵՅՅԵՅ. ՍՈՒԴԵ
 ԴԵՅՈՒՈՒ ՅՏԴ ԴԵՅՈՒՄԱՆԵԱՅՅՅԱՅ ՅԱՒ ՄԱԵԴՏ
 ՅԱՒ ՎՍԼԴԵՍ յՈՒ ԵՅՅՅՈՒՍ. ԱՄԵՆ.

ԴԴԴԱՈՍՏԱՐՓՈՒՆԻՄԻՆԱՒ
 ՎԵՐԻՆԱԼԻՆԱՄՔՓԵՐ. ՎԻՄՐԻՓԻՆԱ
 ՈՍՏՏԻՍՓԵՐՍ. ՎԱԿՓԱԿԻՆԱՅԱ
 ՓԵՐՍ. ՏՎԵՐԻՆԻՄԻՆԱՅԱՒԱՒԱ
 ԱԿՓԱ. ԴԱՒԵՐՍՏԱԿԱՆԱՓԱՆԱՍԻՆ
 ԴԵՐԱՆՈՒՐԵՐՍԻՄՄԱԴԱՐ. ԵԱՒ
 ԱՐԵԴԻՆՍՓԱԴԵՐՍԿՆԱՆՏՏԻՆ
 ՄԱ. ՏՎԱՏՎԵՅԱՒ ՎԵՐՍԱՐԵԴԱՄՓԱԴ
 ՏԿՆԱԿՄՈՍԱԿՈՒ. ԵԱՒՈՒԵՐԻՆ
 ՈՍՏՈՍՏԻՆԵՐԱՍԴԵՐՈՅԱԻ. ԱԿԱՆ
 ՏԵՐՈՍԱՐՓԱՄՄԱՆՎԻԼԻՆ. ՈՒՆԴԵ
 ՓԵՐԱԴԻՏԴՓԻՆԱՆԴԱԿԱԻ. ԵԱՒՄԱԴՏ
 ԵԱՒՎՈՒՐՍԻՆԱԿԻՆՍ. ԱՄԵՆ.

oder meist vergeblich zu erzwingen. Die Motive der Bittsteller waren unterschiedlicher Natur: In Stammesfehden Unterlegene suchten Schutz vor ihren siegreichen Gegnern. Versprengte Abteilungen sahen keinen anderen Ausweg, um physisch zu überleben. Viele lockte ein besseres und nicht zuletzt sicheres Leben innerhalb der Reichsgrenzen,³⁷ wie es auch heute Angehörige der Dritten in die Erste Welt zieht. Keine dieser ins Reich drängenden Gruppen verstand sich jedoch als Eroberer. Und das gleiche galt von denjenigen, die auf Kosten Roms Ruhm und Beute zu gewinnen suchten und plündernd in die Grenzprovinzen einfielen, um danach wieder in die Heimat zurückzukehren. Nicht selten trieben aber die Angreifer Hunger und Not, vor allem wenn die Fürsten ihren sakralen Funktionen nicht gerecht wurden, sodaß Kriegsglück und Erntesegen ausblieben.³⁸

Ausgrabungen zeigen, daß sich die Germanen schon vor Christi Geburt vom Pflanzenanbau neben der Viehwirtschaft ernährten. Das Schlachtgewicht eines Rindes betrug jedoch höchstens 150 Kilogramm.³⁹ Nur bei Großbauern oder auf Fürstenhöfen standen vier oder mehr Kühe im Stall,⁴⁰ die überdies wegen der Kälberaufzucht bloß einen Teil des Jahres gemolken werden durften. Bevorzugt wurden die sandigen Böden, weil sie mit den primitiven Holzpflügen leichter zu bearbeiten waren. Die Ergebnisse der Archäologie werden durch sprachgeschichtliche Befunde bestätigt und ergänzt. Allerdings stammt die wichtigste volkssprachliche Quelle, die gotische Bibelübersetzung, erst aus dem unteren Donauroum der Mitte des 4. Jahrhunderts, wo germani-

sche Völker bereits seit langem in engem Kontakt mit der antiken Mittelmeerkultur gestanden waren. Die biblische Geschichte entwirft jedenfalls in ihren Gleichnissen ein höchst anschauliches Bild vom Leben einer Bevölkerung, die sich von Ackerbau, Viehzucht und Fischfang ernährte. Um aber die dafür nötigen Begriffe des Alltagslebens ins Gotische zu übertragen, benötigten Wulfila und seine Helfer kaum fremde Anleihen. Fast alle bibelgotischen Wörter für Früchte, Getreidearten, für das Unkraut, für den Mist, den Pflug und die sonstigen landwirtschaftlichen Werkzeuge sowie für die bäuerlichen Arbeiten sind weder Fremdwörter noch Lehnübersetzungen, sondern rein gotischen Ursprungs. Die Brotbitte *blaiþ unsarana* im Vaterunser (Matth. 6,11) lehrt, daß die Goten Brotlaibe zu backen verstanden; eine Fertigkeit, die sie an die Slawen mit der Bezeichnung weiter gaben, wie das gemeinslawische Wort *chleb* für Brot heute noch verrät. Da auch das, woran man Mangel leidet, einen Namen hat, bedeuten die sprachlichen Zeugnisse allerdings nicht, daß die Lebensmittelversorgung stets gesichert war. Als ein gutes Jahr galt, wenn die Getreidefelder je Hektar wenigstens sechs Doppelzentner trugen. Heute ist es ein schlechtes Jahr, wenn die Ernte nicht mindestens das Zehnfache beträgt. Da der Ertrag höchstens dem Dreibis Vierfachen der Aussaatmenge entsprach, wurden entweder keine Überschüsse erwirtschaftet, oder die Bevorratung funktionierte nur unzureichend, weil das Getreide kaum vor Ungeziefer und Mäusefraß zu schützen war. Allerdings lernten diejenigen Germanen, die nahe der römischen Reichsgrenze

lebten, sehr schnell, ihr Nahrungsmitteldefizit durch Zukäufe aus Gallien oder den Donauprovinzen zu beheben. Beim Abschluß von Verträgen mit dem Imperium ging es daher nicht zuletzt um die Erlaubnis des freien Handels mit den Römern oder zumindest um den ungehinderten Zugang zu bestimmten Handelsplätzen.⁴¹

Bereits in den sechziger Jahren des 3. Jahrhunderts wurden die Reichsverwaltung aus dem Dekumateland, im wesentlichen das heutige Baden-Württemberg, Südhessen und Nordwestbayern, zurückgezogen und der rätisch-obergermanischen Limes aufgegeben.⁴² Nach seinen großen Gotentriumph tat Kaiser Aurelian 271 das gleiche mit der trajanischen Dacia, der einzigen transdanubischen Provinz des Römerreichs. Dadurch wurde Alemannen wie Goten und Vandalen Raum zur Entfaltung gegeben, aber auch ihre stärkere Romanisierung eingeleitet. Mit dem Ende des 3. Jahrhunderts waren die blutigen Kämpfe um das Kaisertum zwar seltener geworden, hatten aber nicht aufgehört, und damit auch nicht die Anreize für die *exter(n)ae gentes*,⁴³ plündernd ins Reich einzufallen: Die nach dem Purpur greifenden Feldherren marschierten gegen den oder die Konkurrenten und zogen die Truppen von den Reichsgrenzen ab. Franken und Sachsen, Alemannen, Vandalen und Goten, um nur die wichtigsten Völker zu nennen, gingen über Rhein und Donau und verheerten die Provinzen, sei es, daß sie aus eigenem die günstige Gelegenheit nützten oder vom Gegner ihres kaiserlichen Nachbarn dazu aufgefordert wurden. Der tüchtigste Imperator setzte sich schließlich durch, machte seine

Links: Codex Argenteus, Vater Unser. – Rechts: Büste des Valens oder des Honorius, römisch, um 400 n. Chr., Musei Capitolini, Rom. Bild: Jastrow, HISTORICUM

glücklosen Konkurrenten zu Usurpatoren, die den Tod finden mußten, und beendete den Bürgerkrieg mit der Bestrafung der eingedrungenen Barbaren. Zuerst wird rücksichtslos das Reichsgebiet von ihnen gesäubert, mögen sie auch – wie die Alemannen um 350 – bereits fünfzig Kilometer westlich des Rheins gesiedelt und einen Streifen von weiteren 150 Kilometern gallischen Landes kontrolliert haben. Kommt es zu einer Schlacht, wie 357 bei Straßburg gegen eben diese Alemannen, geht sie unter fürchterlichen Verlusten für die Germanen verloren. Den dritten Abschnitt der Operationen bilden die Überquerung der Grenzströme und die Verwüstung der barbarischen Siedlungsgebiete bis zum Abschluß neuer Verträge. Je größer der Aderlaß, desto länger halten die geschlagenen Gentes Ruhe; mitunter vergeht eine ganze Generation, bis sie wieder angreifen. So blieb das Foedus, das Konstantin der Große 332 mit den Donau-Goten geschlossen hatte, weit über eine Generation lang in Kraft. Auch am Rhein verzichteten Alemannen und Franken fast ein Vierteljahrhundert auf ihre sommerlichen Plünderzüge, eingedenk der römischen Erfolge, die hier der große Kaiser zeit seines Lebens errungen hatte.⁴⁴ Um die Wirkung ihrer Offensiven zu verstärken und ihnen Dauer zu verleihen, sind die Kaiser von Konstantin dem Großen bis zu den Brüdern Valentinian I. (Westkaiser 364–375) und Valens (Ostkaiser 364–378) bemüht, Stützpunkte im Barbarenland zu errichten, wofür administrativ preisgegebenes Reichsgebiet bevorzugt wird. Indem aber die neuen Großvölker zu Förderaten Roms wurden, bestand die Möglichkeit zum Ausgleich zwischen der Alten Welt der Antike und der Anderen Welt der Barbaren. Dieses Instrument der römischen Außenpolitik wurde bis 382 allein für Völker jenseits der Reichsgrenzen eingesetzt, weil sonst auf römischem Boden »Staaten im Staat« entstanden wären.⁴⁵ Nicht zu verhindern war jedoch, daß die Germanen zu neuen Dienern des Reiches wurden, ohne ihre Gefährlichkeit zu verlieren.⁴⁶ Die tüchtigen Heerkaiser des 4. Jahrhunderts hatten in harten erfolgreichen Kämpfen,

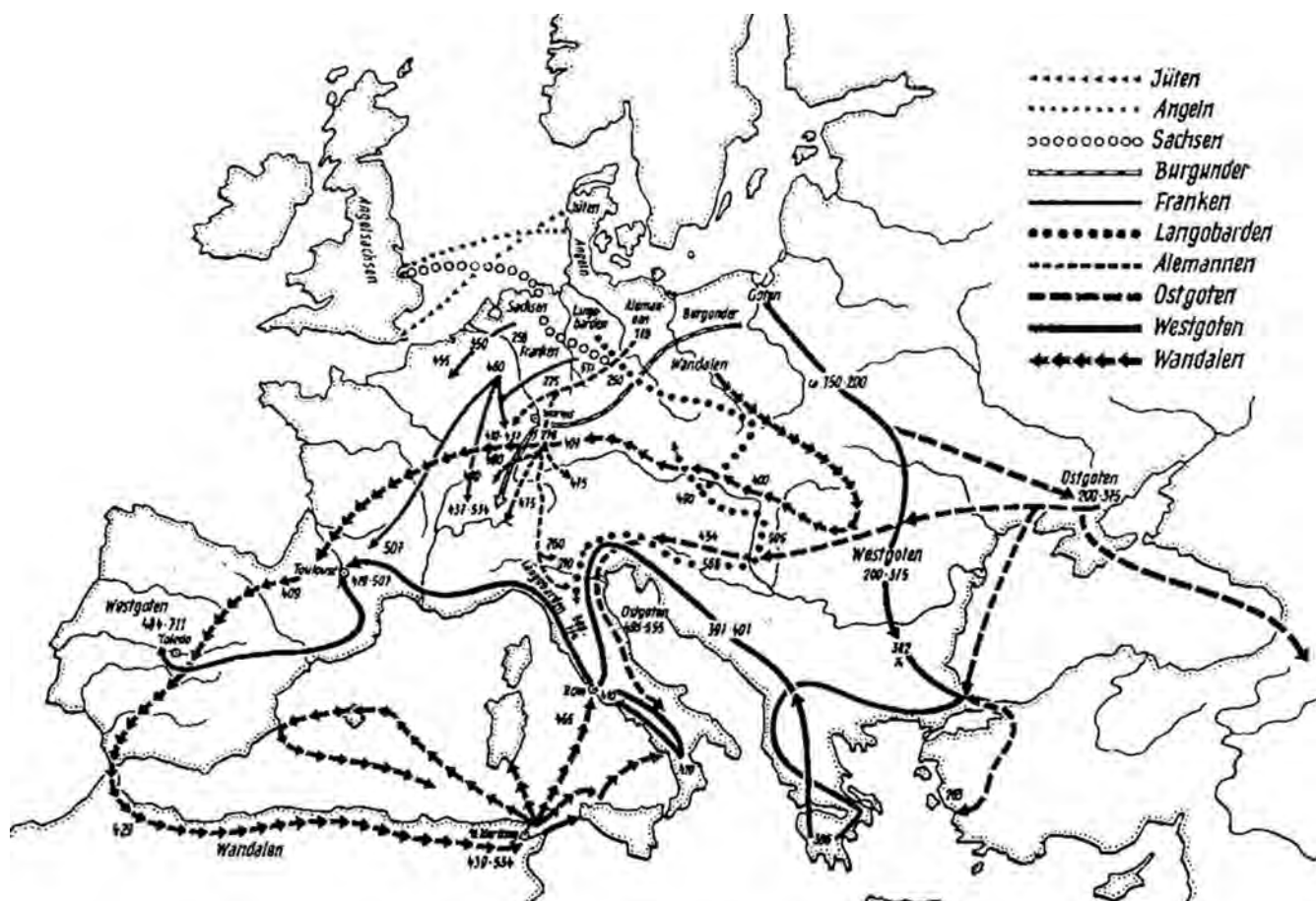


aber auch mit diplomatischen Mitteln ein römisch-gentiles Gleichgewicht hergestellt, und niemand konnte ahnen, wie sehr dieses so bald und so radikal kippen sollte.

Der Hunnensturm und der Beginn der gotischen Wanderung bis zur Schlacht bei Adrianopel 378

Nach der Unterwerfung der indogermanischen Alanen, die in den nordkaukasischen Osseten fortleben, hatten hunnische Scharen um 375 in großer Zahl den Don überschritten und das Reich des Greutungenkönigs Ermanarich angegriffen. Nach mehre-

ren Niederlagen gab sich der Fürst der östlichen Goten, den die Heldensage später zum feindlichen Zeitgenossen Dietrichs von Bern machte, selbst den Tod. Der Widerstand der Greutungen dauerte unter königlicher Führung etwa noch ein Jahr, dann wurden die meisten von ihnen Untertanen der Hunnen. Allerdings war es sowohl Greutungen wie Alanen gelungen, sich der Unterwerfung zu entziehen und gemeinsam in Richtung der römischen Reichsgrenzen abzusetzen. Ihnen schlossen sich dissidente hunnische Scharen an. Die Dreivölker-Konföderation stand unter der Führung zweier nicht-



königlicher Fürsten, eines Greutungen und eines Alanen, die zur Legitimation den kleinen Sohn des letzten Greutungenkönigs mit sich führten.⁴⁷

Bereits im Sommer 376 waren die westlichen Goten, die Terwingen, mit dem neuen Feind konfrontiert. Berichtet wird, daß sie vergeblich versuchten, mit Beute beladene Hunnen zwischen Sereth und Pruth abzufangen.⁴⁸ Die Hunnen müssen auf dem Heimweg gewesen sein und vorher ihre Plünderung bis tief in die Große Walachei hinein ausgedehnt haben. Die terwingische Nahrungsmittelversorgung brach zusammen; die Goten litten aber nicht nur Hunger, sondern sie hatten keine Hoffnung mehr, in einem völlig verwüsteten Land zu überleben, das ein neuartiger Feind nach Gutdünken und ohne jede Vorwarnung überfallen konnte. In dieser verzweiferten Lage boten die Römerfreunde und Christen eine glaubwürdige Alternative an und verhiessen die Flucht ins Römerreich als einziges Mittel zur Rettung. Die Aufnahme fremder Völkerschaften ins Reich war im Jahre 376 wirklich keine Neuheit mehr. Man erwartete von den Fremden die Unterwerfung, *deditio*, wobei die Waffen niedergelegt und zugleich die Bereitschaft erklärt werden sollte, nach dem Willen

des Kaisers als steuerpflichtige Untertanen, *coloni, tributarii*, oder *laeti*, angesiedelt zu werden. So war es wenige Jahre zuvor alemannischen Gefangenen widerfahren, die in die Poebene verpflanzt wurden.⁴⁹ Um die Mitte des 4. Jahrhunderts hatten Franken zu den gleichen Bedingungen im linksrheinischen Toxandrien Heimstatt gefunden.⁵⁰ Sarmaten aus dem heutigen Zentralungarn wurden vom Kaiser Konstantius II. unterworfen, lieferten ihre Waffen ab und wurden als Kolonen in weit abliegenden Gebieten angesiedelt. Als solche waren sie unbeschränkt zum Heeresdienst verpflichtet. Wenn sie auf kaiserlichem Fiskalland angesiedelt wurden, konnten sie auch den Status von Laeten erhalten. Diese unterschieden sich dadurch von den Kolonen, daß sie unmittelbar der Militärverwaltung unterstanden.⁵¹

Der Unterschied zwischen der Aufnahme der Goten und der Ansiedlung der soeben genannten Völker bestand also nicht im Grundsätzlichen, sondern in der besonderen Situation des Jahres 376, die die Fähigkeit und Redlichkeit der römischen Magistrate überforderte. Die Goten wurden weder entwaffnet noch auf den Status von Kolonen festgelegt. Ihre Versorgung mit Lebensmitteln brach auch auf römischem Boden zu-

sammen. Ihre schwierige Lage wurde schamlos ausgenutzt. So kam es, wie es kommen mußte. Die Römer verloren zunächst den Überblick, dann entglitt ihnen das Gesetz des Handelns, und schließlich herrschten Mord und Totschlag, Krieg und Verwüstung. Die thrakische Regionalarmee wurde von den wütenden Goten einfach über den Haufen gerannt. Römische und barbarische Sklaven sowie Goten in römischen Diensten gingen zu den Terwingen über, die ihrerseits mit der berittenen Dreivölker-Konföderation ein Bündnis geschlossen hatten. Trotzdem waren weder Valens noch seine Umgebung imstande, das Ausmaß der Gefahr richtig einzuschätzen. Erst 367/69 hatte der Kaiser gegen die Donaugoten Krieg geführt, und sie hatten kaum gewagt, die Heimat zu verteidigen. Was sollte sich seither bei diesen Wilden geändert haben, die schon Kaiser Julian als keine würdigen Gegner für die römische Armee erachtete? Allein mit galatischen Sklavenhändlern wollte er sie im Zaum halten.⁵² Wieder einmal versagte die römische Reichsregierung bei der realistischen Analyse barbarischer Wirklichkeiten. Die Stammesheere der Donaugoten waren tatsächlich klein gewesen und hatten aus vornehmen Elitekriegern bestanden. Nun aber bewirkte der

Links: Germanische Völkerwanderungen am Ausgange des Altertums. Aus: Eduard von Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung, 1880. – Rechts: Bleitafel mit Abdruck einer Münze von Valens, römisch, spätes 4. Jahrhundert. © The Trustees of the British Museum

Hunnensturm eine »levée en masse«, so daß noch der letzte Bauer aus den transdanubischen Dörfern, der einen Spieß schleppen konnte, zum Krieger wurde, der ums Überleben kämpfte. Die Folgen wurden weder bedacht noch gar vorausgesehen.

Eine der unmittelbaren Folgen bildete die Katastrophe bei Adrianopel/Edirne am 9. August 378. Kaum war die Schlacht eröffnet, hatte bereits die Blitzattacke der Dreivölker-Konföderation den Tag entschieden. Die Reiter waren eben vom Fouragieren zurückgekommen, als sie sich auch schon in die Schlacht stürzten, wie aus einem Hinterhalt die rechte Flanke der Römer angriffen und sie von der Seite, vielleicht sogar vom Rücken her aufrollten. Dann zog sich eine Abteilung der gotischen Kavallerie zurück, umging die Römer und griff nun den linken Flügel an, wo sich ihre Taktik wiederholte. In der Zwischenzeit hatten die donaugotischen Fußkrieger ihre Wagenburg verlassen und griffen jetzt von vorne an. Die römische Kavallerie wich sofort, und auch die taktische Armeereserve floh. Nun gab es keine Möglichkeit mehr, die Schlachtreihe wiederherzustellen. Die von allen Seiten umzingelte römische Armee ging zugrunde und mit ihr der Kaiser, die meisten seiner Generäle und Staboffiziere. Lediglich ein Drittel der römischen Soldaten konnte entkommen, darunter die Kavallerie. Das bedeutete, daß die Legionen, die damals noch die wertvollsten Teile der römischen Armee bildeten, weitgehend vernichtet wurden.⁵³

Man hat die Schlacht von Adrianopel als die große Wende in der abendländischen Kriegsführung bezeichnet. Aber der 9. August 378 veränderte die Kriegsgeschichte keineswegs im behaupteten Ausmaß, und auch die Wirkung der Niederlage auf die spätromische Geschichte wird oft übertrieben. Die Römer des 5. Jahrhunderts waren Menschen, die das Furchtbare der letzten ein bis zwei Generationen erlebt hatten, und sahen in Adrianopel den Anfang vom Ende ihrer Welt. Und ihnen folgte Edward Gibbon, dessen Auffassungen das Bild bis heute prägen. Aber die unmittelbaren Zeitgenossen des Tags von Adrianopel dachten anders.



Kaiser Valens fiel mitten unter seinen Soldaten, wahrscheinlich von einem Pfeil getroffen. Manche Erzähler, zumeist Christen, meinten auch, der Kaiser sei tödlich verwundet in ein Blockhaus getragen worden, wo er und seine Begleitung verbrannten. Daß die Leiche des verhaßten Arianerkaisers niemals gefunden wurde, verband sich mit der Geschichte vom Verbrennungstod, der das ewige Höllenfeuer symbolisierte. Für die katholischen Christen stand es sehr bald fest: Valens habe der Teufel geholt; mehr war aber nicht geschehen.⁵⁴ So entschuldigte sich brieflich ein milliardenschwerer stadtrömischer Senator bei einem Freund, daß er über die Ereignisse von 378 keine allzu großen Worte machen werde, und beklagte sich vor allem über seine angegriffene Gesundheit und betonte die Notwendigkeit, sich jetzt ausruhen zu müssen. Aber diese Indolenz und Realitätsverweigerung dauerte noch an, als am 24. August 410 die Goten König Alarichs die Stadt Rom einnahmen und plünderten. Der Westkaiser Honorius (395–423) war ein großer Hühnerzüchter; sein Lieblingshuhn hieß Roma. Als man ihm den Fall der Ewigen Stadt als Ende der Roma berichtete, soll er in heftige Klagen ausgebrochen sein und habe sich erst beruhigt, als er erfuhr, daß bloß die Goten die Stadt eingenommen hätten und es seinem Federvieh ohnehin gut gehe.⁵⁵

Wenn jedoch ein heidnischer Zeitgenosse die Schlacht von Adrianopel in einem Atemzug mit der Gotenschlacht von Abrittus im heutigen Bulgarien nennt, in der Kaiser Decius und sein Sohn 251 den Tod fanden, und wenn er sie mit Cannae vergleicht,

wird das Gemeinte klar: Auf Cannae folgte die Schlacht von Zama, wo Hannibal den Krieg in Italien verlor. Und auf Abrittus folgten die Siege der Kaiser Claudius II. Gothicus und Aurelian, wodurch zwischen 269 und 271 das erste Königtum der Goten zerstört, ihre Einheit beendet und die westliche Abteilung fast völlig vernichtet wurden.⁵⁶

Tatsächlich konnten die Goten ihren Sieg bei Adrianopel keineswegs im großen Stile auswerten, ja sie waren nicht einmal imstande, die Stadt einzunehmen, die den kaiserlichen Schatz barg. Auch die meisten anderen Städte Thrakiens hielten den gotischen Angriffen stand, geschweige denn, daß es den Barbaren gelungen wäre, Konstantinopel zu nehmen. »Ich wünsche mit Mauern Frieden zu halten«, war die Lektion, die Fritigern, der Sieger von Adrianopel, binnen kurzem gelernt hatte. Aber hinter den Wällen lagen nicht nur die Reichtümer der Römer, sondern auch die Nahrungsmittel, die die Goten so dringend benötigten. Wieder begann das Volk zu hungern.

Der 9. August 378 bewirkte aber drei große Veränderungen. Die Schlacht löste erstens eine tiefgreifende Umgestaltung der donaugotischen Völker aus. Damals begann eine neue gotische Ethnogenese. In den Augen der Terwingen, die man von nun an Westgoten nennen kann, waren es die Reiter, die die große Schlacht und einige kleinere Gefechte davor wie danach entschieden hatten. Und diese Reiter waren Fremde, obwohl Goten oder gotisierte Reiternomaden. Ihr offenkundiger Erfolg förderte die donaugotische Akkulturation oder besser Reakkulturation an die östlichen, »skythischen« Le-



Links: Fibel, eventuell vandalisch oder ostgotisch, um 400. Herpes, Poitou-Charentes, Frankreich. Verzinntes Kupfer. – Rechts: Kupfermünze des Odoaker, 489–91. Vorderseite: Portrait des Zeno. Rückseite: Victoria mit Siegeszeichen und Kranz. 14,35 Gramm. – Bilder: © Trustees of the British Museum

bensweisen. Es ist eine Ironie der Geschichte, daß die Donaugoten auf römischem Boden wieder zum Stil ihrer östlichen Nachbarn fanden: Es war erst südlich der Donau, daß aus den Donaugoten die berittenen Westgoten wurden, die Traditionen der östlichen Steppen bis in die entferntesten Winkel im Westen des Römerreiches trugen. Mit einem Male änderte sich der archäologische Befund in den Castra und Castella von der Donaumündung bis zur Innmündung und darüber weit hinaus. Oft kann man nicht sagen, ob ein Fundstück von der Krim, aus Untersiebenbrunn bei Wien oder aus der Normandie stammt. Die westgotische Übernahme östlicher Gewohnheiten dauerte auch an, als sich die greutungisch dominierte Dreivölker-Konföderation 380 wieder von den Donaugoten trennte. Beide gotischen Gruppen blieben aber weiterhin in enger Beziehung. So erwähnen die Quellen mindestens drei verschiedene Gelegenheiten, bei denen östliche Goten sich den Westgoten anschlossen. Unter ihnen befanden sich sogar Amaler, das heißt Mitglieder der Königsfamilie, aus der Theoderich der Große (451–526) hervorging.

Zum zweiten leitete die Schlacht von Adrianopel – so paradox es klingen mag – die endgültige Christianisierung und vor allem Katholisierung des Römerreiches ein. Ohne den Untergang des Arianerkaisers Valens und ohne die Festsetzung der arianischen Goten auf römischem Boden wäre es wohl nie zu diesem Solidarisierungseffekt unter dem Kaiser Theodosius gekommen, dem es in der Schlacht am Frigidus (an der Vipava im heutigen Slowenien) 394 gelang, »sein« spa-

nisch-katholisches Christentum gegen Heiden und Arianer durchzusetzen.

Zum dritten bewirkte die Schlacht von Adrianopel eine Änderung der römischen Politik gegenüber den reichsangehörigen Barbaren. Der von Konstantin dem Großen begonnene Ausgleich zwischen der antiken und der nichtantiken Welt erfuhr einen weiteren grundlegenden Wandel. Man mußte sich nun mit den assimilierten Gruppen vertragen, auch wenn man sie überwunden hatte. Keine übernatürliche Macht, weder ein Gott noch ein anonymes Gesetz der Geschichte, hatte den Fall des Römerreichs bestimmt. Es gab immer noch die Handlungsfreiheit für gute und schlechte Entscheidungen. Der Mann, der die nötige Phantasie aufbrachte, um auf die Herausforderungen der Zeit zu antworten, war Kaiser Theodosius I. (379–395), »der Freund des Friedens und des Gotenvolkes«.⁵⁷

Anmerkungen

1. Ad Helviam matrem 7,10.
2. Tacitus, *Germania* 2, 1 und 4.
3. Herwig Wolfram, Auf der Suche nach den Ursprüngen, in: Walter Pohl (Hg.), *Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des Frühen Mittelalters* (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 8), Wien 2004, 11–22, hier 14, zu Vergil, *Aeneis* VIII bes. 114 ff. Verbesserter Wiederabdruck und daher danach zu zitieren siehe Herwig Wolfram, *Gotische Studien. Volk und Herrschaft im frühen Mittelalter*, München 2005, 225–240, hier 228 f.
4. Zum Germanenbild des deutschen Humanismus und zum folgenden siehe Roland Steinacher, Zur Identitätsbildung frühmittelalterlicher Gemeinschaften. Überblick über den historischen Forschungsstand, in: Hubert Fehr/

- Irmtraut Heitmeier (Hg.), *Die Anfänge Bayerns. Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiuvaria*, St. Ottilien 2012, 73–123, hier: 90 ff.
5. Walter Pohl, *Die Völkerwanderung. Eroberung und Integration*, Stuttgart/Berlin/Köln 2005, 166 f.; Herwig Wolfram, *Die Goten. Von den Anfängen bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts*, München 2009, 14 f. Zur Ausnahme Cassiodors siehe Wolfram, *Gotische Studien* (Anm. 3), 216.
 6. Thomas Winkelbauer *Ständefreiheit und Fürstenmacht. Österreichische Geschichte 1522–1699*, Band 1, Wien 2003, 2004, 229.
 7. Wolfram, *Goten* (Anm. 5) 13 und 16.
 8. *Bellum Catilinae* 2, 6. Vgl. Alexander Demandt, *Die Spätantike. Römische Geschichte von Diocletian bis Justinian, 284–565 n. Chr.* (Handbuch der Altertumswissenschaften III, 6), München 2007, 580.
 9. Siehe den Überblick bei Demandt, *Spätantike* (Anm. 8), 601 ff.
 10. Herwig Wolfram, *Das Reich und die Germanen*, Berlin 1990, 21994, 275 (hier ist der Umfang der Gallischen Präfektur nicht mit 800 000, sondern fälschlich mit 800 000 Quadratkilometern angegeben).
 11. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10), 440.
 12. Matthias Springer, *Völkerwanderung*, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 32, Berlin 2006, 509 f.
 13. Vgl. Herwig Wolfram, Terminologisches, in: *Nomen et Fraternitas. Fs. Dieter Geuenich* (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde Erg. Bde. 62), Berlin 2008, 787–802.
 14. Vgl. Hans Messmer, *Hispania-Idee und Gotenmythos*, Zürich 1960, 42 f., für die terminologische Unterscheidung der disziplinierten römischen Heere und der chaotischen barbarischen Heerhaufen.
 15. Patrick J. Geary, *The Myth of Nations. The Medieval Origins of Europe*, Princeton 2002, 55 f.,



- und ders., *Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen*, Frankfurt am Main 2002, 62 ff.
16. Act. 25–29 (Paulus). Velleius Paterculus II 118, 2 (Arminius). Wolfram, *Gotische Studien* (Anm. 3) 66.
 17. Reinhard Wenskus, *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes*, Köln/Graz 1977, 245 f. und 509.
 18. Vergil, *Aeneis* I 30.
 19. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10), 388 mit Anm. 28.
 20. Wolfram, *Gotische Studien* (Anm. 3), 222 f. und 230.
 21. Cassiodorus, *Expositio psalmorum* (Hg. Marcus Adriaen, C. C. Ser. Lat. 97 und 98, Turnhout 1958).
 22. Wolfram, *Völker* (Anm. 25), 365 mit Anm. 26–29.
 23. Wolfram, *Goten* (Anm. 5), 17 mit Anm. 33; Wolfram, *Gotische Studien* (Anm. 3) 211 und 259.
 24. Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum* II 8 (Hg. Georg Waitz, MGH SS rerum Langobardicarum), Hannover 1878, Nachdruck 1988, 76.
 25. Herwig Wolfram, *How Many Peoples Are (in) a People*, in: Walter Pohl/Clemens Gantner/Richard Payne (Hg.), *Visions of Community in the post-Roman World*, Farnham 2012, 101–108; Herwig Wolfram, *Wie viele Völker sind in einem Volk?*, in: *Studies in honour of Professor Vassil Gjuzelev* (Bulgaria Mediaevalia 2), Sofia 2011, 361–372.
 26. Wenskus, *Stammesbildung* (Anm. 17) 14 ff.; Carl-Richard Brühl, *Deutschland – Frankreich. Die Geburt zweier Völker*, Köln 1990, 243 ff., bes. 261 ff.
 27. Wolfram, *Goten* (Anm. 5) 17.
 28. Wolfram, *Terminologisches* (Anm. 13) 792 f.
 29. Tacitus, *Germania* c. 40, 1, und ders., *Annales*, II 45, 1, II 46, 3, und XI 17, 3.
 30. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10) 391; Springer, *Völkerwanderung* (Anm. 12) 509 ff.
 31. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10) 72 mit Anm. 11 und 77 mit Anm. 15.
 32. Wolfram, *Gotische Studien* (Anm. 3) 63 f.; ders., *Goten* (Anm. 5) 63 f. (Cannabas).
 33. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10) 125 f.; vgl. etwa Tacitus, *Annales* 11, 17, 3: der Cheruskerkönig Italicus blieb »in einer für Barbaren großen Schlacht Sieger«.
 34. Wolfram, *Gotische Studien* (Anm. 3) 60–62; ders., *Goten* (Anm. 5) 19.
 35. Herwig Wolfram, *Das römische Königtum der Germanen. Ein Überblick*, in: Walter Pohl/Veronika Wieser (Hg.), *Der Frühmittelalterliche Staat – Europäische Perspektiven* (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 16), Wien 2009, 3–10, hier 7 mit Anm. 49.
 36. Dazu und zum folgenden siehe den Überblick bei Demandt, *Spätantike* (Anm. 8), 380 ff.
 37. Wolfram, *Goten* (Anm. 5), 19: Aligern, der Bruder des letzten Ostgoten Königs Teja, will Römer werden, um dem gefährlichen Leben als Barbar zu entkommen.
 38. Wolfram, *Gotische Studien* (Anm. 3), 31 ff.
 39. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10), 28 (Schaubild).
 40. P. Schmid, *Feddarsen Werde*, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 8, Berlin etc. 1994, bes. 259 ff.
 41. Herwig Wolfram, *Die 101 wichtigsten Fragen. Germanen*, München 2008, 28–30, nach Winfried Schenk/Heiko Steuer/Oliver Häid, *Landwirtschaft*, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 18, Berlin 2001, 30–48, und Winfried Schenk/Ingo Eichfeld, *Viehhaltung und Weidewirtschaft*, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 32, Berlin 2006, 348–355. Siehe auch Bruno Krüger (Hg.), *Die Germanen. Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa* 1, Berlin 1983, 440 ff. Siehe dazu Herwig Wolfram, *Die Germanen*, München 2009, 120 f.
 42. Dazu und zum folgenden siehe Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10), 109 ff.
 43. Vgl. Wolfram, *Gotische Studien* (Anm. 3), 144 mit Anm. 21.
 44. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10), 110 mit Anm. 29; Wolfram, *Goten* (Anm. 5), 67 ff.
 45. Vgl. dagegen die Situation seit den Goten-Verträgen von 380/82: siehe Wolfram, *Goten* (Anm. 5), 140 ff.
 46. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10), 95 ff.; zu Orosius, *Historiarum adversum paganos libri VII* 43, 3 (Hg. Karl Zangemeister, Leipzig 1889).
 47. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10), 133 f.
 48. Dazu und zum folgenden siehe Wolfram, *Goten* (Anm. 5), 80 ff.
 49. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10), 135, zu Ammianus Marcellinus, *Rerum gestarum libri XXXI*, 2 Bde. (Hg. Wolfgang Seyfarth, Leipzig 1978), hier: XXVIII 5, 15.
 50. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10) 135, zu Ammianus Marcellinus XVII 8, 3 f.
 51. Demandt, *Spätantike* (Anm. 8), 323.
 52. Ammianus Marcellinus XXVII 7, 8.
 53. Wolfram, *Goten* (Anm. 5), 134 f.
 54. Ebenda, 134 f.
 55. Wolfram, *Reich und die Germanen* (Anm. 10), 72.
 56. Wolfram, *Goten* (Anm. 5), 135.
 57. Ebenda, 125–138. Zum Zitat siehe Iordanes, *Getica* 146 (Hg. Theodor Mommsen, MGH AA 5, 1), Berlin 1882, Nachdruck München 1982, 96.